

Juliane Pickel

RATTEN SOMMER



BELTZ
& Gelberg

Juliane Pickel, geboren 1971, studierte Erziehungswissenschaften in Münster und Hamburg und arbeitet in der Online-Redaktion des NDR. Für *Krummer Hund* erhielt sie 2021 den Peter-Härtling-Preis und den LUCHS des Jahres 2021 von DIE ZEIT und Radio Bremen. Außerdem war sie für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert.

Die Arbeit der Autorin am vorliegenden Buch wurde vom Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-75687-9 Print
ISBN 978-3-407-75700-5 E-Book (EPUB)

© 2023 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten
Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Lektorat: Andrea Baron
Neue Rechtschreibung
Umschlaggestaltung: Jörg Hülsmann
Herstellung und Satz: Elisabeth Werner
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen
(ID 15985-2104-100).
Printed in Germany
1 2 3 4 5 25 24 23

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

IM TIEFEN

Jetzt fängt dieser Sommer auch noch an zu stinken.

Als ich über den Schulparkplatz zu meinem Fahrrad gehe, steigt mir der Geruch in die Nase. Ich bleibe stehen und ziehe die Luft ein. Es riecht, als würde darin irgendetwas Unsichtbares vermodern. Es riecht nach Tod.

Ich steige auf mein Rad und fahre los. Fahre trotz der Hitze immer schneller, als könnte ich den Gestank auf diese Weise abschütteln.

Dieser Sommer ist schon ohne diesen Gestank völlig irre. Es ist so heiß, wie es noch nie zuvor war, und trotzdem wird es jeden Tag noch heißer. Die Luft fühlt sich seltsam an, ganz anders als in anderen Sommern. Sie legt sich in einem aufdringlichen klebrigen Film auf unsere Haut, den man auch unter der Dusche nicht wieder loswird. Und dann sind da noch diese Massen an Insekten, viel mehr als sonst. Sie hängen in der Luft wie lebendige schwarze Wolken, man muss ständig aufpassen, dass sie einem nicht in den Mund fliegen.

Auch die Leute benehmen sich seltsam. Frau Urbanow von nebenan hat nach dreiundsechzig Jahren Ehe plötzlich ihren Mann rausgeworfen. Er ist vor ein paar Tagen mit einem Koffer die Straße hinuntergelaufen, und sie stand im Bademantel an der Haustür und sah ihm nach, und dann hat sie seine Kleidung im Vorgarten aufgetürmt und angezündet. Sie hat in die Flammen gesehen, bis die Feuerwehr kam.

Solche Sachen machen die Leute in diesem Sommer.

Und jetzt noch dieser seltsame Gestank.

Als ich endlich an unserem Schwimmbad ankomme, klebt mir mein Shirt schweißnass am Rücken. Ich lasse mein Fahrrad ins Gras fallen und zwänge mich durch das Loch im Zaun, dann laufe ich an dem verlassenen Kiosk vorbei über den vertrockneten Rasen, der früher mal die Liegewiese war.

Sonny sitzt unten im Tiefen und raucht, der Qualm kriecht aus dem Becken wie Rauchzeichen, ich sehe ihn schon von Weitem.

Sie war heute nicht in der Schule. Zeugnisausgabe ist nicht so ihr Ding.

Ich gehe bis zum Beckenrand und sehe auf sie herunter. Sie hat sich bis auf die Unterwäsche ausgezogen, lehnt im Schneidersitz an der Wand und raucht mit geschlossenen Augen. Sie sieht schon ziemlich nach Ferien aus.

Und ich weiß nicht, warum, aber statt zu ihr runterzugehen, bleibe ich einfach stehen, mitten in dieser gnadenlosen Sonne, und sehe sie an, wie sie da unten in dem türkisblauen Kachelmeer sitzt mit ihren neongelben Boxershorts und dem löchrigen schwarzen Feinripp-Unterhemd, die Beine sommerbraun, die Haare sonnengebleicht. Ich sehe sie an, und ich denke, wie lässig sie aussieht.

Und wie schön.

Und ich habe absolut keine Ahnung, warum mir das plötzlich auffällt.

Als sie mich bemerkt und zu mir hochgrinst, schießt mir so ein Gefühl durch den Magen. Als würde ich irgendwo runterfallen.

Das muss dieser Sommer sein.

»Willst du dich da oben grillen lassen?«, fragt Sonny, und ich zucke zusammen und lache ein komisches Lachen, das gar nicht nach mir klingt. Es ist ziemlich sicher das uncoolste Lachen, das die Welt bisher gehört hat.

»Beweg deinen Hintern hier runter, Lou Marinko. Wir haben Ferien.« Sonny zieht zwei Fläschchen Jägermeister aus der Tasche und schwenkt sie hin und her. Und ich lache noch mal, diesmal wie immer.

Mein Handy klingelt – es ist mein Vater. Ich drücke ihn weg, lasse mich an der Leiter runter ins Becken und setze mich neben Sonny in den Schatten. Dann krame ich ihr Zeugnis aus meinem Rucksack und lege es ihr auf den Schoß. »Ich glaube, das gehört dir.«

»Oh, das wäre aber doch nicht nötig gewesen.« Sonny drückt das Zeugnis an sich wie ein großartiges Geschenk. »Sind denn Überraschungen dabei?«

»Religion«, sage ich.

Sonnys Zeugnis ist ziemlich mies, lauter Vieren, eine Fünf in Physik. Sogar in Sport hat sie nur eine Vier, weil sie das Turnen auf dem Schwebebalken als unter ihrer Würde erachtet hat. Nur in Religion hat sie eine Zwei. Ich deute darauf. »Was war denn da los?«

»Gott hat eben schon immer an mich geglaubt«, sagt Sonny und brennt mit der Zigarettenglut ein Loch in das *Gut*.

Sie tut immer, als wären Noten ihr egal, aber eigentlich wäre sie gerne besser in der Schule. Zugeben würde sie das aber nie, nicht einmal mir gegenüber, wieso auch? In der Schule denken sowieso alle, dass sie nichts auf die Reihe kriegt. Weil diese Sache mit ihrer Mutter damals passiert ist und sie jetzt ein *Trauma* hat.

Sonnys Mutter ist tot. Aber nicht, weil sie krank war oder so etwas. Sonnys Mutter wurde getötet.

Und das Schlimmste daran ist, dass der Grund dafür genau genommen einfach nur ein Cheeseburger war. Ein Cheeseburger, auf dem kein Käse war.

Das Ganze ist ziemlich genau fünf Jahre her.

Der, der das getan hat, sitzt im Knast. Seinen Namen würde Sonny niemals in den Mund nehmen und das darf auch sonst in ihrer Gegenwart keiner tun. Er ist der *Lord Voldemort* in Sonnys Geschichte.

Der Name ist Hagen Bender.

Mein Handy klingelt wieder. Ich drücke meinen Vater noch mal weg. Er will bestimmt nur wissen, wie der letzte Schultag war.

Sonny hält ihre Zigarette jetzt an eine Ecke ihres Zeugnisses, bis es Feuer fängt, und lässt es zur Seite fallen. Es segelt ein Stück durch die Luft, dann schweben die verbrannten Reste langsam zu Boden und bleiben auf den Kacheln liegen. »Ruhe in Frieden«, sagt Sonny und bekreuzigt sich.

Sie öffnet die beiden Fläschchen und hält mir eins davon hin, aber ich winke ab. Schnaps ist nicht so mein Ding. Sie zuckt die Achseln und prostet sich selbst zu, dann lehnen wir uns in einer synchronen Bewegung an die Beckenwand.

»Riechst du das eigentlich?«, frage ich. »Diesen Gestank? Was ist das?«

Sonny zieht die Luft ein und zuckt die Achseln. »Im Zweifel meine Zukunft. Oder Ruben Wenger hat extra krass gefurzt.«

Ruben Wenger sitzt in Physik vor uns. Er ist ein Klugscheißer mit Laktoseintoleranz. Ich verziehe das Gesicht und betrachte das Zeugnis. »Du könntest Pastorin werden«, sage ich dann.

»Nee.« Sonny winkt ab. »Dann muss ich sonntags früh aufstehen und hässliche Umhänge tragen. Und Sex haben darf ich dann auch nicht.« Sie sieht mich an. »Stimmt's?«

»Doch, darfst du«, sage ich, und dann ist da schon wieder so ein komischer Moment. Sonny wirft ihre Zigarettenkippe dem Zeugnis hinterher, und dabei streift ihr Arm meinen, eine kurze, schwebende Berührung, kaum der Rede wert, aber ich zucke zurück, als hätte ich an einen Stromzaun gefasst.

Was zur Hölle.

»Shit«, sage ich, es rutscht mir so raus.

Unauffällig befühle ich meine Haut. Sie kribbelt, so ähnlich wie nach einer leichten Verbrennung, aber gar nicht mal unangenehm. Nur seltsam.

»Was ist los?«, fragt Sonny, und dann huscht ein Grinsen über ihr Gesicht, aber ich weiß nicht, was das für ein Grinsen ist, dabei weiß ich das eigentlich immer. Weil ich ihr Gesicht in- und auswendig kenne. Weil ich Sonny in- und auswendig kenne.

Unsere Eltern haben früher nebeneinander gewohnt, deshalb kennen wir uns schon, seit wir Babys waren. Ich bin mir aber sicher, dass sich unsere Seelen schon getroffen haben, bevor sie sich unsere Körper ausgesucht haben. Manchmal habe ich das Gefühl, dass Sonnys Blut durch meine Venen fließt. Und oft spricht sie aus, was ich gerade denke. Dabei sind wir so unterschiedlich, als wären wir in zwei verschiedenen Galaxien aufgewachsen.

Sonny und ich, das funktioniert ungefähr so:

Sonny: dicke Hose – ich: Kaninchen vor Schlange.

Sonny: Was kostet die Welt? – ich: Wann geht sie unter?

Sonny wirft einen Stein – ich bezahle die kaputte Scheibe.

Auch optisch sind wir zwei Welten – Sonny schwedenblond und groß, ihr Körper sehnig, ihr Rücken gerade, der Blick immer nach vorne. Und daneben ich, kleiner, breiter, dunkler, immer leicht geduckt, man weiß ja nie.

Wir sind immer zusammen. Die anderen in der Schule nennen uns *die Zwillinge*. Aber sie verstehen das nicht. Sonny und ich, wir sind nicht zwei Gleiche. Sonny und ich, wir sind zwei Hälften eines Ganzen.

Wir sitzen eine Weile so da, ohne zu reden. Die Sonne ist gerade hinter der riesigen alten Eiche verschwunden, deren Krone man von hier unten sehen kann.

Vor uns liegt nichts als die träge, schwüle Weite der Sommerferien.

»*Sechs* Wochen, Lou«, sagt Sonny und nimmt meine Hand. Ich nicke langsam.

»*Sechs* Wochen«, sage ich.

Wir freuen uns schon die ganze Zeit darauf, einfach den ganzen Tag hier im Bad rumzuhängen. Das verlassene alte Schwimmbad mit den wasserlosen Becken ist unser Platz. Wir sind ständig hier. Hierhin verirrt sich nie einer. Alle anderen gehen lieber ins *Aquarama*, das sie vor ein paar Jahren am anderen Ende unseres Kaffs gebaut haben, als unser Bad geschlossen wurde. Das neue ist so ein riesiges Ding, in dem angeblich alles *mega* ist – Mega-Rutschen, Mega-Wellen, Mega-Fun. Mega-öde.

Unser Bad ist schön altmodisch. Ein großes Becken, ein Babybecken, ein Sprungturm, fertig. Und es ist alles noch da: die Liegewiese, der alte Kiosk, das Kassenhäuschen, die Duschen, sogar der Bademeisterstuhl. Es ist alles wie früher, nur sind da keine Leute mehr, die vom Dreier springen oder auf der Wiese liegen und sich sonnen und Pommes essen. Es ist, als wäre hier

die Zeit stehen geblieben, und über allem liegt so eine schöne, leise Melancholie. Wenn man genau hinhört, nimmt man noch das Kinderschreien wahr, das hier früher in der Luft hing, und das Platschen der Arschbomben unterm Sprungturm. Alles hier ist Vergangenheit – was passieren könnte, ist schon passiert. Ich mag es, wenn ich nicht darüber nachdenken muss, was passieren könnte. Deshalb bin ich so gerne hier.

Sonny und ich haben uns geschworen, dass wir niemals jemand anderen mit hierherbringen. Das Bad ist *unser* Platz.

Das Beste hier ist aber, dass kein Wasser in den Becken ist. Ich kann nämlich nicht schwimmen.

Also, ich *könnte* es vielleicht. Ich weiß, was meine Arme und Beine tun müssten. Als ich klein war, war ich mal im See. Da hat mein Vater es mir gezeigt. Aber sobald ich heute einen Fuß ins Wasser setze, kriege ich Panik.

Ich habe diese Träume, in denen ich auf einen Grund sinke. In einem Dunkelgrün, in das kein Licht scheint. Ich öffne den Mund, um zu schreien, aber es kommt kein Ton heraus. Ich komme nie unten an, aber ich bin sicher, dass mich dort unten etwas Grauenhaftes erwartet.

Zum Glück weiß davon keiner, bis auf Sonny. Und wenn Schwimmen im Schulsport auf dem Plan steht, habe ich Norovirus oder meine Tage.

Für Sonny ist schwimmen wie atmen. Sie kann nicht ohne. Wenn wir nicht hier im Bad sind, schwimmt sie im See. Ich glaube, sie würde am liebsten im Wasser *leben*.

Sie will unbedingt, dass ich es versuche. Jetzt fängt sie schon wieder damit an.

»Wann schwimmen wir eigentlich, Lou?«, fragt sie mich, und ich sage, was ich immer sage: »Niemals, Sonny.«

Schon darüber zu reden, reicht, dass mir schlecht wird.

Sonny steht auf, zieht sich im Nichtschwimmer am Beckenrand hoch und ist mit drei Schritten auf dem Sprungbrett. Sie geht bis ganz vorne an den Rand und beginnt zu wippen. Mit jedem Wippen heben ihre Füße ein bisschen mehr vom Brett ab.

»Du weißt, dass hier kein Wasser drin ist«, sage ich.

»Apropos Wasser.«

»Vergiss es!«

»Vielleicht würde es deinen Horizont erweitern, Lou.«

»Mit meinem Horizont ist alles in Ordnung.«

Mir ist schon klar, dass es ziemlich seltsam ist, bei der Hitze hier unten zu sitzen statt im See zu schwimmen, der außerdem praktisch gleich nebenan ist. Aber schwimmen ist einfach keine Option.

Sonny hört auf zu wippen. »Weißt du, Lou, vielleicht ist das hier ja der Sommer, in dem mal was passiert. In dem mal irgendwas ... *anders* wird.«

»Ich finde, die Dinge sind gut so, wie sie sind«, sage ich.

Das ist auch so ein Unterschied zwischen Sonny und mir. Ich erwarte hinter der nächsten Ecke immer eine Katastrophe – und Sonny ein Abenteuer.

Sie fängt wieder zu wippen an. »Weißt du was, Lou? Ich glaube, ich gehe nach den Ferien gar nicht zurück in die Schule.«

»Was?«

Ihre Haare federn vor dem tiefblauen Himmel auf und ab. Mit jedem Sprung steigt sie höher in die Luft. Ich habe das Gefühl, sie wird gleich für immer im Dunkelblau des Nachmittags-himmels verschwinden.

Schule ohne Sonny. Das kann ich gar nicht *denken*.

»Und was willst du stattdessen machen?«, frage ich.

»Keine Ahnung«, sagt sie. »Mir 'ne Bibel kaufen und in der Fußgängerzone den Weltuntergang ankündigen, vielleicht.«

Sie setzt sich auf den Beckenrand, lässt sich fallen und landet locker auf den Füßen, als wären das nicht fast drei Meter Höhe. Sonny würde auch bei fünfzig Metern auf den Füßen landen. Sie ist eine Katze mit neunundneunzig Leben.

Sie nimmt meine Hand und zieht mich hoch, dann legt sie mir die Hände auf die Schultern und kommt mit ihrem Gesicht ganz nah an meins. Ihre Nase berührt fast meine.

»Weißt du, vielleicht sollten *wir* nach diesen sechs Wochen anders sein als vorher.«

Ich schlucke, weil mein Hals plötzlich viel zu eng ist.

»Und vielleicht ist das hier ja der Sommer, in dem du schwimmst, Lou Marinko.«

Mein Mund ist plötzlich viel zu trocken. Ich betrachte die kleine Narbe, die an ihrem Mundwinkel beginnt und in einem sanften Bogen über ihre linke Wange läuft, die Narbe, die ich schon tausend Mal gesehen habe. Plötzlich möchte ich unbedingt mit dem Finger darüberstreichen. Ich muss mich richtig anstrengen, um es nicht zu tun, und auf einmal kann ich nicht mehr richtig atmen, so als hätte irgendwas nicht mehr genug Platz in meinem Körper.

Ich sehe Sonny in die Augen. An ihrer Farbe kann ich immer ihre Stimmung ablesen – je dunkler sie sind, desto wütender ist sie oder angriffslustiger. Jetzt sind sie ziemlich dunkelgrün. Sie will, dass was passiert. Und sie hört gar nicht auf, mich anzusehen. Und wieder huscht so ein Grinsen durch ihr Gesicht.

Und ich denke, dass vielleicht längst etwas anders *ist*.

Und dann ist über uns plötzlich ein Schatten und wir legen beide die Köpfe zurück und sehen in den Himmel. Da oben

fliegt ein Rotmilan, ein ziemlich großer. In aller Seelenruhe kreist er über dem Becken, als würde er sich ansehen, was wir hier unten so treiben, dann schwebt er lautlos davon, bis er nur noch ein winziger Punkt im unendlichen Blau ist.

Als er nicht mehr zu sehen ist, klingelt mein Handy wieder. Diesmal gehe ich ran.

Die Stimme meines Vaters ist so klar und nah, dass ich das Gefühl habe, er steht genau neben mir.

»Ist Sonny bei dir?«, fragt er, und als ich »Ja« sage, schweigt er einen Moment und atmet schwer, so als müsste er seine Worte mit vollem Körpereinsatz erst mühsam in die richtige Reihenfolge bringen. Und dann hat er ihn zusammengesetzt, den Satz, von dem ich wünschte, er würde ihn sofort wieder zurücknehmen.

»Er ist wieder draußen, Lou.«

SALAMITAKTIK

»Mit extra viel Käse«, sagt meine Mutter und wuchtet ein riesiges Stück Pizza auf meinen Teller, so groß, dass er darunter beinahe komplett verschwindet.

Sie weiß es also schon. Der Pizzageruch soll von den schlechten Nachrichten ablenken.

Wenn traurige Dinge passieren oder Dinge, die irgendwie wehtun könnten, kocht meine Mutter dagegen an, mit allem, was ihre Küche zu bieten hat. Als könnte sie die Dinge mit Essen unschädlich machen. Als wäre es ein Gegengift gegen Unglück und schlechte Gefühle.

Nachdem das damals mit Sonnys Mutter passiert ist, hat sie nur noch gekocht. Damals waren wir ja noch Nachbarn. Meine Mutter hat so viel Essen für Sonny und ihren Vater gemacht, dass ihr ganzes Haus damit voll war. Inmitten der ganzen Trauer standen überall Schüsseln und Töpfe mit Essen rum, aber meine Mutter hat immer neue Töpfe hingebracht, obwohl Sonny und ihr Vater kaum etwas gegessen haben. Als hätte sie mit Lasagne und Kartoffelsuppe dem Entsetzen das Maul stopfen können, das da in den Räumen hing. Der größte Teil des Essens ist dann nach und nach verschimmelt. Es hat ganz merkwürdig gerochen im Haus. Ich dachte, das wäre der Tod, der da so stinkt. Was nicht sein konnte, denn Sonnys Mutter war ja nicht zu Hause gestorben, sondern bei McDonald's. Jedenfalls beinahe. Eigentlich ist sie im Krankenwagen gestorben.

Ich bin froh, dass sie nicht wirklich bei McDonald's gestorben ist. Man sollte am besten gar nicht sterben, wenn man Sonnys Mutter ist und nicht mal vierzig, aber man sollte auf keinen Fall bei McDonald's sterben, wo es nach Frittierfett riecht und wo sich schlecht gelaunte Menschen Essen aus Plastikverpackungen reinstopfen. Und wo dann jeder, der an einen denkt, immer auch an Pommes und Chicken McNuggets denkt und gar nicht weiß, ob er traurig oder hungrig ist.

Meine Mutter schneidet sich ein großes Stück von ihrer Pizza ab. »Esst!«, sagt sie. Wenn wir essen, können wir nicht über Sonnys tote Mutter reden. Und nicht darüber, dass wir bei Sonnys Mutter immer auch an meine Schwester denken.

»Was hat Sonny denn gesagt?«, fragt mein Vater und betrachtet sein Pizzastück, als hätte er vergessen, wozu es gedacht ist.

Ich schiebe mir ein Stück Rand in den Mund, damit ich die Antwort hinauszögern kann.

»Was hat Sonny wozu gesagt?«, fragt meine Mutter.

Mein Vater und ich sehen sie an.

»Na, zu ...«, sagt mein Vater und verstummt.

»Zu Hagen Bender.« Ich spucke den Namen zusammen mit ein paar Pizzakrümeln quer über den Tisch. Ich habe das Gefühl, ich muss ihn einmal laut aussprechen, damit meine Mutter ihn nicht ignorieren kann. Er brennt in meinem Mund wie Chili. Ich muss husten.

»Ich habe es dir doch erzählt: Er ist raus«, sagt mein Vater.

»Jaja, ich weiß«, sagt meine Mutter. »Aber ich habe noch mal nachgedacht: Das kann ja gar nicht sein, dass er schon wieder draußen ist. Der sollte doch viel länger ...«

»Viereinhalb Jahre eigentlich«, nickt mein Vater. »Wegen der Vorstrafen.«

»Aber es sind doch erst ...«

»Drei.«

»Eben!« Meine Mutter lächelt.

Mein Vater öffnet den Mund und macht ihn wieder zu. »Viel-
leicht hat er sich gut benommen im Gefängnis«, sagt er dann,
und ich finde die Vorstellung komisch, dass man erst jeman-
den umbringt und dann im Knast immer schön ordentlich die
Spülmaschine ausräumt.

»Woher weißt du es?«, frage ich.

»Von Vadim.«

Mein Vater ist Sozialarbeiter und Vadim ist sein Kollege. Er
arbeitet mit Strafgefangenen und hat so seine Kontakte. Außer-
dem ist er eine Tratschtante.

»Man muss sich das mal vorstellen«, sagt mein Vater. »Drei
Jahre für ein ganzes Leben.«

»Tja«, sagt meine Mutter abwesend, »schrecklich.«

Sie legt sich ein weiteres Stück Pizza auf den Teller. Der
Blick meines Vaters huscht darüber. »Du weißt, was Frau Dok-
tor Himmel gesagt hat.« Seine Stimme klingt, als wäre er wüt-
tend und als sollte es keiner merken.

Frau Himmel ist die Hausärztin meiner Mutter. Sie hat ihr
prophezeit, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis ihr Herz
seinen Geist aufgibt, sollte sie nicht bald abnehmen. »Das wird
ein richtig hübscher Infarkt, meine Liebe«, hat mein Vater sie
zitiert. »Da stehen Sie im Supermarkt an der Kasse und den-
ken an nichts Böses, und *bämm*, fallen Sie um, Intensivstation.«

Frau Himmel mag es drastisch. Meine Mutter beeindruckt
sie damit nicht, meinen Vater umso mehr. Er läuft in letzter Zeit
hinter ihr her wie ein manischer Personal Trainer. »Du musst
dich bewegen!«, sagt er immer. »Geh doch mal spazieren! Fahr

Fahrrad! Mach wenigstens ein paar Kniebeugen!« Meine Mutter ignoriert ihn, das ist ihre Art von Sport.

Auf den Fotos, auf denen ich ein Baby bin, ist meine Mutter noch ganz schlank. Aber dann hat sie angefangen zuzunehmen. Wenn man die Bilder der Jahre aneinanderlegt, kann man sehen, wie sie immer mehr und mehr wird, von Jahr zu Jahr, wie in einem Daumenkino. Ich glaube, sie hat mit jedem Jahr, das ich älter geworden bin, ungefähr zwei Kilo zugelegt.

»Vielleicht mag sie sich einfach so«, sagt Sonny manchmal, aber ich glaube nicht, dass das stimmt. Sie bewegt sich immer, als steckte sie in einem unbequemen Anzug, den sie übergezogen hat, weil sie ihn braucht. Wie einen Airbag, der sie vor emotionalen Zusammenstößen schützt. Mich stört nicht, dass sie dick ist, auch wenn ich nicht richtig an sie rankomme, wenn ich sie umarme. Aber wenn sie isst, verschwindet sie manchmal in ihrer eigenen Welt. Und dann vermissе ich sie.

Mein Vater ist dünn wie ein Bleistift. Er isst nur, um zu überleben. Wenn ich ihn umarme, ist es genau umgekehrt: Das geht bis auf die Knochen.

Meistens ignoriert meine Mutter alles, was nach Streit aussieht. Wenn mein Vater sie kritisiert, lächelt sie es weg. Oder kocht es beiseite. Aber in letzter Zeit streiten sie sich häufiger über das Gewicht meiner Mutter. Und meistens weint mein Vater dann. Was nichts Besonderes ist – mein Vater ist die größte Heulsuse des Universums. Er weint eigentlich immer, wenn sich eine Gelegenheit bietet, und er hat ungefähr fünfundzwanzig verschiedene Arten zu weinen, je nachdem, ob er ergriffen oder einfach nur traurig ist. Auf den ersten Blick scheint das ganz liebenswert und das ist er auch. Aber eigentlich stiehlt er anderen die Show mit seiner Flennerie. Wenn da immer ei-

ner schon Rotz und Wasser heult, weiß man ja selbst gar nicht mehr, ob einem nach Weinen ist. Und man kann nie sauer auf ihn sein.

Manchmal habe ich das Gefühl, mein Vater heult so viel, weil meine Mutter es nicht tut. Als könnte er das ganze Fühlen einfach für sie miterledigen. Und manchmal glaube ich, dass er sich damit ziemlich alleine vorkommt. Und dass es bei all dem eigentlich sowieso nicht um das Essen und das Dicksein geht, sondern eigentlich um meine Schwester. Und darum, dass sie tot ist und sie nie darüber reden. Nie *wirklich* darüber reden. Das ist jedenfalls das, was mein Vater immer sagt, wenn sie sich streiten und denken, dass ich sie nicht höre.

Meine Schwester ist eigentlich nicht richtig tot. Sie hat gar nicht wirklich gelebt, jedenfalls nicht auf dieser Welt. Sie ist das, was man ein *Sternenkind* nennt – sie war schon tot, als sie auf die Welt gekommen ist. Es ist einfach passiert und keiner weiß, warum. Niemand hatte ein Syndrom zur Hand, mit dessen kompliziertem Namen er das Ganze bezeichnen und dadurch ein bisschen weniger schlimm machen konnte.

Ganz genau ein Jahr danach kam ich zur Welt. Meine Eltern haben sich ziemlich beeilt mit mir, als wollten sie ganz schnell einen Fehler korrigieren. Und sie haben es irgendwie hingekriegt, dass wir denselben Geburtstag haben – den sechsten Juli.

Manchmal beneide ich meine Schwester. Denn wenn man nie richtig gelebt hat, sondern nur beinahe, denken alle, dass alles, was man getan hätte, *wenn* man gelebt hätte, unheimlich großartig und besonders gewesen wäre.

Meine Mutter jedenfalls denkt das. Und sie hat auch eine ganz genaue Idee, worin meine Schwester so großartig und besonders gewesen wäre. Und sie hätte gerne, dass ich genauso

NICHTSCHWIMMEN

Wir sind schon seit zwanzig Minuten unterwegs und ich habe es Sonny immer noch nicht gesagt.

Er ist wieder draußen.

Das habe ich ihr noch nicht gesagt.

Der Satz hängt in meinen Kopf fest wie der Refrain eines ziemlich miesen Songs.

Er ist draußen.

Er ist draußen.

Dra-au-ßen.

Ich muss es ihr sagen.

Genauso gut könnte ich allerdings mit einem Messer in eine eitrige Wunde stechen, die gerade wieder so einigermäßen zu- gewachsen ist.

Es ist noch früh, und der Geruch von gestern ist zwar weniger geworden, aber die Luft ist jetzt schon so dick, dass mir ein bisschen schwindelig davon wird. Die Straßen sind ausgestorben, weil alle nach Italien gefahren sind oder nach Griechenland, als wäre es hier nicht heiß genug. Wir fahren schweigend durch die stille Hitze, nur begleitet vom leisen Surren unserer Fahrradketten. Immer wieder muss ich die Augen schließen, weil wir durch riesige Schwärme von winzigen Mücken fahren. Sonny scheint es gar nicht zu bemerken. Sie ist jetzt komplett im Ferienmodus und tiefenentspannt.

Ab und zu nimmt sie beim Fahren meine Hand, lässt ihren

Lenker los und schließt die Augen. Das macht sie oft. Sie steht drauf, so was zu machen. Einfach loszulassen und darauf zu vertrauen, dass ich schon auf sie aufpasse.

Ich habe eigentlich gedacht, dass das gestern nur so Momente waren. Wegen der Hitze. Dass das nichts zu bedeuten hatte. Aber jetzt fallen mir plötzlich diese ganzen Sachen auf, die mir sonst nie auffallen. Wie die Adern auf Sonnys Unterarmen durch die Hitze hervortreten, zum Beispiel. Oder wie sich die Muskeln an ihren Oberschenkeln anspannen und wieder lockern. Oder dass ihre Haut wahnsinnig gut nach Sonnencreme riecht, einer anderen als sonst.

Wir fahren zum See, Sonny wird schwimmen, ich werde Angst davor haben, und danach haben wir Schicht bei Blix im Café.

»Ich habe überlegt, dass ich eigentlich auch ganz nach Schweden ziehen könnte«, sagt Sonny in einer Kurve und lässt meine Hand los, um zu lenken. »Da ich doch eh nicht mehr zur Schule gehe.«

Sonnys Mutter kam aus Schweden. Sonny war noch nie dort. Aber wir wollen bald mal hin. Wenn es ihrem Vater besser geht und sie ihn allein lassen kann.

»Und du könntest nachkommen, wenn du dein Abi hast«, sagt Sonny und nimmt schon wieder meine Hand und hält sie irgendwie fester als sonst, und mir wird noch heißer, als mir sowieso schon ist. »Und dann könnten wir jeden Tag in einem anderen See schwimmen.«

»Ich kann's kaum erwarten«, sage ich und schneide eine Grille. Und für einen Moment habe ich Angst, dass sie das wirklich macht. Nach Schweden ziehen.

Er ist wieder draußen.

Ich lasse ihre Hand los und sage mir den Satz im Kopf immer wieder vor, auch weil er mich ablenkt von Sonnys Haut und ihrem Grinsen, in dem heute irgendwas mitschwingt, so ein Ausdruck, der mich nervös macht. Bei dem ich nicht weiß, ob ich zurückgrinsen oder mich übergeben will.

Ich bin froh, als wir endlich in den Waldweg einbiegen und im Schatten der Bäume weiterfahren, hier ist es dunkler und nicht ganz so heiß. Das letzte Stück lassen wir uns rollen.

Und dann ist da der See, eine weite schimmernde Fläche, silbrig glänzend und spiegelglatt. Er liegt einfach da und findet sich ziemlich lässig. Er weiß genau, dass ich Angst vor ihm habe, und er lässt es mich spüren. Das ist so ein Ding zwischen uns. Wir belauern uns und keiner gibt sich die Blöße.

Wir lassen unsere Räder ins Gras fallen und setzen uns auf den Steg. Ab und zu zwitschert irgendwo irgendwas, und in der Ferne hämmert der Specht unentschlossen an einem Baum herum, als wäre auch ihm viel zu heiß. Es geht kein Wind, kein bisschen. Es ist ein ziemlich guter erster Ferientag, eigentlich, und wir machen erst mal Ferieneröffnungspicknick. Es besteht aus Eistee und kalter Pizza, einer Tüte Weingummi und einer Zigarette für Sonny. Und wir sitzen einfach nur da und spielen *Pest oder Cholera*.

»Was würdest du eher machen?«, fragt Sonny. »Die Nase an Ruben Wengers Hintern halten und ganz tief einatmen? Oder in einen Bottich voller Zecken steigen und erst wieder rauskommen, wenn sie sich alle in dir festgebissen haben?«

»Die Zecken«, sage ich, »klare Sache.«

»Okay«, sagt Sonny. Sie legt ihren Kopf auf meinen Schoß und überlegt. »Und wenn Ruben Wenger vorher in den Bottich gefurzt hätte?«

Ich verziehe das Gesicht und zucke die Schultern, dann müssen wir lachen, und Sonny sieht von unten zu mir hoch und guckt mich plötzlich einfach nur an, als würde sie sich auch gerade fragen, was hier eigentlich plötzlich los ist, und ich denke, mir fliegt gleich das Herz um die Ohren, so heftig schlägt es.

Und dann lachen wir noch mal, einfach so, und ein komisches kleines Glücksgefühl rauscht mir einmal durch die Zellen und fliegt davon.

Ich muss es ihr sagen, denke ich noch mal, und genau in dem Moment steht Sonny auf. In einer Sekunde und einer fließenden Bewegung ist sie raus aus ihrem Top und der Hose und den Flipflops und steht vor mir.

Ich muss es ihr sagen.

»Kommst du mit rein, Lou?«, fragt sie und grinst. Dann dreht sie sich zum Wasser.

Ich stehe auf. »Sonny, warte mal.« Irgendwie muss ich ja anfangen. Ich klaube die Worte zusammen und lege sie bereit, *Er ist wieder draußen, Sonny*, ich spanne den Satz wie einen Pfeil in einem Bogen, und als ich ihn gerade loslassen will, sagt Sonny: »Weißt du was, Lou? Schwimmen ist übrigens auch ziemlich sexy«, und statt des Satzes kommt aus meinem Mund schon wieder dieses komische Lachen, und dann werde ich rot, weil das »sexy« so komisch nachhallt und weil Sonny mich dabei so ansieht, wie sie mich ansieht, und wieder so grinst, wie sie sonst nicht grinst.

Ich werde nie rot, jedenfalls nicht bei Sonny.

Wo ich den Satz hingeschossen habe: keine Ahnung.

Sonny guckt mich noch mal an, dann taucht sie mit einem Kopfsprung lautlos ins Wasser, durchbricht die schimmernde Fläche, und der See nimmt sie entgegen, als wäre er ihr Zu-

SCHERBEN

Blix' Café liegt auf der anderen Seite des Sees. Ich decke die Tische ein, und Sonny mäht mit dem verrosteten mechanischen Rasenmäher quietschend den vertrockneten Rasen und erzählt Blix davon, dass sie vielleicht die Schule verlassen will. »Ich meine, Blix, wozu brauche ich Physik? Oder Sport? Wozu?«

»Genau richtig, Sonny!«, sagt Blix zu ihr, »wenn es das ist, was du willst, wenn du die Schule hinter dir lassen willst, musst du genau das tun!« Ich könnte sie ohrfeigen. Blix hat es nicht so mit staatlichen Institutionen, das weiß ich. Und ich liebe sie gerade deshalb, weil sie so anders ist als meine Eltern, aber jetzt gerade wünschte ich, sie wäre so bilderbucherwachsen, wie man nur sein kann.

Sonny grinst mich an. »Siehste, Lou?«

Ich habe gerade keine Lust, zurückzugrinsen oder Witze über das alles zu machen. In meiner Brust sitzt immer noch ein Rest dieses Brennens. Wir sind natürlich zu spät ins Café gekommen. Zum Glück ist Blix nicht sauer.

»Und was soll Sonny dann ohne Abschluss machen?« Ich werfe Blix einen vorwurfsvollen Blick zu, aber das stört sie nicht. Sie legt ihr Meditationskissen mitten auf die Wiese und setzt sich. Wenn wir da sind, macht sie meistens erst mal Pause und meditiert.

»Das wird sich finden«, sagt sie. »Alles findet sich, wenn man tut, was einem das Herz sagt.« Ich verdrehe die Augen.

Manchmal gehen mir Blix' Lebensweisheiten auf die Nerven. Sie rutscht auf dem Kissen hin und her. Es ist zu klein für ihren Hintern. »Wozu braucht man ein Abitur? Ich sage euch, wofür: um ein graues Leben zu führen. Ein dunkelgraues!« Endlich hat sie ihre Sitzposition gefunden. »Die Schule zieht euch die Farbe aus eurem Geist, so ist es doch. Die ganze Farbe! Alles, was ihr fürs Leben braucht, ist hier drin«, sagt sie und tippt sich auf die rechte Seite ihrer Brust. Sie kann rechts und links nicht auseinanderhalten. Jetzt muss ich doch grinsen. Sonny und ich lieben Blix. Weil sie wirklich zuhört, wenn sie mit uns redet, weil sie immer genau das denkt, isst und macht, was sie will, und darauf pfeift, was irgendjemand dazu sagt. Und weil sie sich auch so anzieht: Sie trägt ausschließlich ballonseidene Trainingsanzüge, weil sie bequem sind und sie ihr synthetisches Rascheln mag. Die Ober- und Unterteile kombiniert sie frei miteinander, was zu manchmal schmerzhaften Farb- und Musterkombinationen führt, und dazu trägt sie Trekkingsandalen, im Winter mit dicken Socken. Ihre Haare sind kurz geschoren und blondiert, und weil sie einen seltsam runden Kopf hat, sieht er ein bisschen aus wie ein Golfball.

Blix ist Buddhistin – »mit katholischer Restwärme« –, aber sie legt auch das mit dem Buddhismus relativ frei aus. Sie raucht, isst und telefoniert gerne beim Meditieren, sie vertauscht wichtige Begriffe miteinander, und sie findet, dass die Menschen den Dalai Lama ernster nehmen würden, wenn er sich wie normale Leute kleiden und nicht immerzu lächeln würde. Aber trotzdem ist sie voll dabei bei der ganzen Sache, und es gibt niemanden, der so im Hier und Jetzt und so gelassen ist wie Blix.

Sonny und ich jobben ungefähr zweimal die Woche bei ihr, weil wir das Geld gebrauchen können und weil wir so viele von

ihren klebrig-süßen, unnormal leckeren *Nirwana-Muffins* mit der geheimen Zutat essen dürfen, wie wir wollen. Sonny vermutet, dass die geheime Zutat Hasch ist, und manchmal glaube ich, dass sie recht hat. Nach diesen Muffins bin ich immer verdächtig entspannt und Sonny lacht viel lauter über meine Witze als sonst.

Als sich Blix endlich einigermaßen auf dem Kissen platziert hat, steckt sie sich eine Zigarette an, zieht und schließt die Augen.

Ich schreibe

HEUTE: Filmabend

auf die kleine Tafel am Café-Eingang. Freitagabends wird Blix' Café zum Kino.

»Welcher Film läuft denn heute?«, frage ich. Die Frage ist ein Witz, weil bei Blix immer derselbe Film läuft: *Zurück in die Zukunft*. Das ist kein schlechter Film, ein Klassiker, aber ich sage mal so: Es wurden inzwischen ja noch ein paar andere Filme gemacht, die man vielleicht mal zeigen könnte, dann würden auch mehr Leute kommen. Aber Blix sagt, man muss Profil zeigen, und zu diesem Film hat sie damals mit ihrem ersten Freund geknutscht, also fertig. Das größte Problem ist aber, dass die Filmrolle kaputt ist. Es fehlen die letzten Minuten. Weswegen die Leute, die sich dann doch mal hierher verirren, meistens ziemlich schlechte Laune haben, wenn sie wieder gehen. Denn der Film endet in genau dem Moment, in dem Marty McFly in dem DeLorean die Straße entlangrast, um wieder in die Gegenwart zurückzukehren, und Doc Brown versucht, die Kabelenden im letzten Moment rechtzeitig zum Blitzeinschlag wieder miteinander zu verbinden. Im dramatischsten Moment ist die Vorstellung zu Ende, und man erfährt nicht, ob Marty jetzt

für immer in der Vergangenheit bleiben muss oder es zurück ins Jahr 1985 schafft.

»Das kannst du echt nicht machen«, sage ich Blix immer wieder. »Du kannst die Leute nicht so hängen lassen.«

Aber Blix zuckt immer nur die Achseln. »Man muss nicht immer wissen, wie die Dinge ausgehen.«

Jetzt ignoriert Blix meine Frage und meditiert schweigend weiter. Vielleicht ist sie auch eingeschlafen, das kommt vor.

»Hey, Lou«, sagt Sonny, »alles okay?« Sie legt mir einen Arm um die Schultern. »Sorry«, sagt sie. »Ich hab das vorhin nicht gemerkt, dass es schon so spät war. Kannst du mir noch einmal verzeihen?« Sie macht ein albernes Gesicht und das Brennen in meiner Brust lässt endlich nach.

»Dieses Mal noch«, sage ich, und dann arbeiten wir weiter. Wir stellen die Stühle raus, verteilen die Zuckerstreuer auf den Tischen und machen die Kaffeemaschine sauber, die schon bessere Tage gesehen hat. Dann bereitet Sonny nach Blix' Spezialrezept die *Rund-und-Glücklich-Schnitten* zu, die der Renner im Café sind und im Wesentlichen aus Butter, Zucker und rosa Lebensmittelfarbe bestehen und die Blix als feministisches Gebäck gegen den Diätenwahn bezeichnet, und ich räume die Einkäufe aus Blix' Wagen in die Regale und stelle Getränke kalt. Wir arbeiten schweigend wie immer, unsere Bewegungsabläufe perfekt aufeinander abgestimmt. Und nach einer Weile breitet sich in das Schweigen hinein ein Flirren in meiner Brust aus, genau da, wo eben noch das Brennen saß. Es wird immer dann ein bisschen stärker, wenn Sonny sich hinter dem Tresen direkt an mir vorbeischiebt oder wenn sich unsere Hände berühren, wenn wir uns etwas reichen.

Ich bin froh, dass ich gerade nicht kassieren und rechnen